DIETER VOLLMER

Vom Wesenhaften

Vom Wesenhaften

DIETER VOLLMER

Vom Wesenhaften

Sieben Aufsätze
und ein Nachwort



PLESSE-VERLAG · GÖTTINGEN

Gesamtherstellung: Ernst Gieseking, Bielefeld

INHALT

Für
Achim

Vor Christi Geburt

Wir haben uns, bzw. man hat uns im Laufe der Jahrhunderte so daran gewöhnt, daß das Christentum d i e Religion schlechthin und besonders eben für uns die einzig in Betracht kommende Form der Religiosität sei, daß es nun beträchtliche Schwierigkeiten macht, uns eine Zeit vor Augen zu rufen, in der es noch kein Christentum gab. Auch sind unsere Vorstellungen von dem, was eine Religion sei, sehr eng und begrenzt geworden.

Darum soll hier zunächst eine Art Entwicklungsgesetz aller Religiosität in bewußt überspitzter Formulierung gebracht werden, um zum Widerspruch und damit zum Nachdenken anzuregen: In dem Augenblick, da ein Mensch religiös wird, hört er auf, fromm zu sein, in dem Augenblick, da er kirchlich wird, hört er auf, religiös

zu sein. Mit anderen Worten: zur ursprünglichen Lebenshaltung des noch unzivilisierten Menschen gehört eine fast noch unbewußte Frömmigkeit, eine allgemeine Ehrfurcht vor den höheren Gewalten in und außerhalb des eigenen Ich, in der aber die wesentlichen Charakterzüge des betreffenden Menschentyps auf das deutlichste zum Ausdruck kommen. Je bewußter dann diese Frömmigkeit wird, je mehr sie sich in Worte fassen, in rituellen Handlungen (anstatt im Leben selbst) ausdrücken läßt, je mehr sie also zur Religion wird, desto weniger steigt sie noch aus letzten Tiefen des menschlichen Wesens, desto weniger ist sie vom Charakter der „Gläubigen" geprägt. Wenn sich aber erst — meist nach dem Tode eines großen Verkünders — beamtete Funktionäre dieser Religion bemächtigen, die sich zwischen Mensch und Gottheit stellen und die Organisation einer Kirche errichten, dann geht es nicht mehr um das Heil der Menschen, sondern um Macht über die Menschen.

Die Völker, die in der Bronze- und frühen Eisenzeit Mittel- und Nordeuropa bewohnten, waren fromm — auf ihre Art. Als sie später — teils freiwillig, teils gezwungen — das Christentum annahmen, da hatte ihre eigene Frömmigkeit schon alle die oben dargestellten Stufen durchlaufen und war zu einem Formalismus erstarrt, der keinen Grund mehr hatte, sich gegen die ebenso formale Dogmatik des Christentums im neunten und zehnten Jahrhundert aufzulehnen. Aber wie in jedem Volk neben den ganz von der Zivilisation geprägten Intellektuellen auch immer noch viele ursprünglich gebliebene, schlichte natürliche Menschen leben, die sich von Instinkt und Gemüt leiten lassen, so bricht auch die alte, fromme Ehrfurcht immer wieder durch die späte Dogmatik und durch alles Fremde, Angenommene hindurch.

Auch die tiefe Lebensfrömmigkeit unserer bronzezeitlichen Vorfahren lebt bis auf den heutigen Tag, in den mannigfaltigsten Verkleidungen, am

offensichtlichsten natürlich in der Jugend, die ja in zwei Jahrzehnten den ganzen geistigen Entwicklungsgang ihres Volkes wiederholt. Wir erkennen sie in der Haltung des Rittertums, in der Mystik, in der Romantik. Von diesen späten Durchbrüchen und aus unserem eigenen Empfinden, aus den spärlich erhaltenen Quellen sowie endlich aus Vergleichen mit der Religiosität anderer Völker der indogermanischen Sprachenfamilie können wir auf die Urform unserer eigenen Frömmigkeit schließen. Aber das ist kein Arbeitsgebiet der exakten Forschung, denn es erfordert immer von neuem ein Sichversenken in das eigene Gemüt, immer von neuem den Versuch, alles Erlernte, Angenommene abzuschalten. Die Gestalten der Brüder Grimm sind ein leuchtendes Beispiel auf diesem Wege.

Es ist richtig, daß die uns übermittelten germanischen Göttergestalten ausgesprochene Naturgötter sind, zu denen man ein beinahe kameradschaftlich zu nennendes, von vollkom-

menem Vertrauen getragenes Verhältnis empfand. Aber sie waren ja keineswegs die letzte Instanz! Götter, Riesen und Menschen wußte man gemeinsam einem Höheren unterworfen, einem vollkommen unbeeinflußbaren, gesetzmäßigen Ablauf, den man am treffendsten vielleicht mit dem Wort Schicksal umreißen kann (parallel zur griechischen μοιρα).

Zu diesem Schicksal, das manchmal durch die drei Nornen (Parzen) mit ihrer zeitlich gegliederten Wirksamkeit (Urd, Werdandi, Skuld) verkörpert wird, die ihrerseits in Shakespeares Hexenszenen einen großartigen Nachhall gefunden haben, hat der einzelne keine Verbindung. Kein Gebet, kein Opfer erreicht es. Es vollzieht sich in unerreichbarer Höhe. Man kann sich ihm unterwerfen als einem Fluch, man kann sich ihm widersetzen in wütendem Trotz, ohne doch seinen Lauf im geringsten zu ändern, und — man kann sich ihm anvertrauen in innerer Freiheit! Man kann die Notwendigkeit bejahen, ernst oder freu-

dig, aber frei, wenn man sie nicht als Willkür, sondern als Ordnung erkennt, oder besser gesagt: wenn man die Ordnung, die man in sich selber trägt, aus sich herausprojiziert in das große Geschehen, und sie dann tausendfältig beobachtet im Gang der Gestirne, im Wachstum von Kristall, Pflanze und Tier. Dämonenfurcht, die Quelle so vieler anderer Natur-Religionen, kann ja nur aus innerem Chaos entstehen, aus Unfähigkeit, die Ordnung zu erkennen. Die Ordnung im All erschließt sich nur der geordneten Schau. Hier hat alle abendländische Wissenschaft ihre eigentliche Wurzel!

Welch ein Vertrauen gehört dazu, in kleinem Boot sich aufs Weltmeer zu wagen und nach den Sternen zu orientieren! Eben dieses große Vertrauen in die Sinnerfülltheit, in die Zuverlässigkeit des Geschehens gewährt jene innere Freiheit, ja zu sagen zum Schicksal bei all seiner Härte und Unerbittlichkeit, wie man zu einem ehrlichen Feind ja sagen kann, dem

man auf einsamer Insel im Zweikampf, im „Holmgang" begegnet.

Die gleiche innere Freiheit ist es auch, die dem einzelnen soviel Eigenraum, soviel Bewegungsfreiheit und Abstand vom Mitmenschen gestattet, trotz der engen Verflochtenheit in den Sippenverband. Das ist auch eins der großen Geheimnisse in der Lebens- und Empfindungsweise unserer Ahnen, daß der einzelne so viel selbständiger handeln konnte als heute irgend ein Mensch, obgleich er doch als einzelner eigentlich gar nicht existierte, sondern nur ein Glied am Körper der Großfamilie, der Sippe war, von der allein er Heil und Frieden empfangen konnte. Wir müssen versuchen, diesen scheinbaren Widerspruch zu durchschauen, den inneren Zusammenhang zu erkennen. Die Sippe ist eben eine grundsätzlich andere Art von Gemeinschaft als alles, was wir heute an „Gemeinschaften" kennen. Sie hebt den einzelnen nicht auf, sondern bestärkt ihn in seinem eigenen Wesen um so mehr, je mehr er in ihr aufgeht, je

mehr er an ihrem „Frieden" teilhat. Der Verstoßene, Friedlose wird auch „unstet", unsicher in sich selbst. Die Geborgenheit der Sippe, einschließlich aller harten Pflichten, die sich aus ihr ergeben, ist der eigenständigen Persönlichkeit nicht abträglich, sondern förderlich. Sie ist der seelische Wurzelgrund, aus dem die Persönlichkeit sich entfaltet. So gehören ja auch die Einzelgötter, die mit Namen genannt, die verehrt, angerufen und durch Opferungen gefeiert werden, gewissermaßen zur Sippe. Sie stehen ganz am Anfang als die großen Führer und Ahnen, von denen die Königssippen sich herleiten, und von ihnen strahlt Götter-Heil (hamingja) aus.

Nicolai hat von der ursprünglichen Bedeutung des Rechtsbegriffes berichtet, von dem Recht, das jedem Stand, jeder Persönlichkeit eigentümlich war, bevor das allgemeinverbindliche, abstrakte Recht dem Kommunismus den Weg bereitete. Dieses persönliche Recht, das dem einzelnen oder dem Stand anhaftet, geht noch

direkt auf den Heils-Begriff zurück, ohne dessen eingehende Deutung und Durchleuchtung uns die alte Frömmigkeit wohl unverständlich geblieben wäre. Der Däne Grönbech hat sich das unschätzbare Verdienst erworben, diesen Zentralbegriff unanfechtbar und überzeugend erschaut und erklärt zu haben. Das persönliche Heil ist eine Kraft, die Gesundheit, Können, besondere Fähigkeiten, subjektiven Erfolg und das Fluidum des Führers umschließt. Es ist gewissermaßen die Lebenskraft selbst, die sich in den Göttern göttlich, in den Königen königlich, in den Kriegern kämpferisch und in den Künstlern und Erfindern erfinderisch manifestiert. Aber nur der ganze (ungespaltene), der heile Mensch ist dieses Heils teilhaftig. Es stimmt weitgehend mit dem Seelen-Begriff unserer heutigen Tiefen-Psychologie überein. Und wenn Marais in seinem wahrhaft frommen, lebensfrommen Buch von der „Seele der weißen Ameise" die Gleichung findet: Seele ist gleich Leben, dann rundet sich da-

mit auch für uns der Begriff der hamingja, des Heils, zu einem Ganzen.

Nur der heile Mensch lebt wirklich. Heil ist aber nur, wer mit sich selbst und mit der Sippe in Frieden lebt. Und Frieden hat nur der Mensch mit unverletzter Ehre. Frieden und Ehre sind beinahe ein und dasselbe. Wer ehrlos handelte, war sofort friedlos. Er hörte auf, wirklich zu leben. Sein Frieden und der Friede seiner Sippe konnten nur durch seinen Tod wiederhergestellt werden. Und wessen Ehre durch andere verletzt wurde (es war eine Verletzung der Seele!), der mußte seinen Frieden wiederherstellen, indem er auf Tod und Leben mit dem Beleidiger kämpfte. Nur durch das Gottesurteil des Zweikampfes konnte er Ehre, Frieden, Heil, Seele und Leben zurückgewinnen. Auch wenn er fiel, lebte er dennoch weiter, im Gegensatz zu dem Ehrlosen, der schon tot war, wenn er auch körperlich noch lebte. Dieser Zweikampf um Ehre und Frieden war Gottesdienst im höchsten Sinne des Wortes, erhob das

Leben auf eine höhere Ebene, heute würden wir sagen: bedeutete Gemeinschaft mit Gott. Er lebt im Schwerttanz weiter, als Erinnerung an das Feierliche, Zeremonielle, aus dem Alltag Gehobene.

Ist es notwendig, noch hinzuzufügen, daß einer solchen Lebensschau der äußere, objektive Erfolg fast gleichgültig bleiben mußte, daß Lohn und Strafe bedeutungslose Begriffe ohne praktischen Einfluß auf die Handlungsweise, daß eben einzig und allein die Bewährung der Haltung, die Treue gegen sich selbst maßgebend waren? Ein letzter Abglanz dieser hohen Schau liegt noch auf Luthers Wort:

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“

Von der Gottesliebe

Felix Dahn hat uns eine Dichtung hinterlassen, die an Tiefe und an gedanklicher Größe ihresgleichen sucht: Odins Trost.

Zwei Bilder darin sind es vor allem, die mit visionärer Kraft die gewaltige Empfindungswelt vergangener Jahrtausende wieder heraufbeschwören: Odin hat, um der Gewißheit über das Schicksal des tödlich verwundeten Balder willen, den schweren Gang durch die Unterwelt hinab zu den drei Schicksalsschwestern, den Nornen, getan. Er hat, als Preis für den Blick in den Schicksalsbrunnen, ein Auge opfern müssen, das alsogleich als Gestirn an das Firmament geheftet wurde. Und nun sieht er Balders Tod. Er sieht weiter den furchtbaren Kampf zwischen Riesen und Göttern und den

Untergang der Welt. Nach einer Weile sieht er eine neue Welt aufsteigen mit neuen Göttern und neuen Menschen. Aber auch sie vergeht wieder. Und er sieht eine geraume Zeit lang gar nichts mehr. Schon will er, von dem Schrekken des absoluten Nichts übermannt, verzweifeln, da dringt sein Blick tiefer, weiter, und er sieht eine Fülle von werdenden und vergehenden Welten auf gewaltigen Bahnen das All durchkreisen, in ewigem Wechsel, ewiger Wiederkehr, und er begreift den Trost, den erhabenen Trost für den Starken. Wie eine unendlich hohe Musik, eine letzte über alles Maß hinausragende Harmonie erlebt er das zeitlos kreisende Walten des Alls.

Und dann das andere Bild: Odin kehrt zu dem sterbenden Balder und zu den Göttern zurück, die ihn ratlos umstehen, und berichtet, was er gesehn. Balders Tod, den Riesenkampf, und ihrer aller Untergang im Ragnarök, in der Götterdämmerung. Und wie er ihre lauten Klagen vernimmt, berichtet er auch von der zweiten Welt, die neu

ersteht, mit ihnen allen in neuer Gestalt, und entläßt die Fröhlichen. Der sterbende Balder aber fragt: Ist das alles, Vater, bleibt diese neue Welt? — Da sagt ihm Odin, ihm allein, alles, was er gesehn. Und wie er geendet hat, geht ein Leuchten über des Sterbenden Antlitz. Er ist des gewaltigen Trostes würdig. „Zieh' mir nun den Speer aus der Wunde, mein Vater Nornengast. Das einzelne stirbt, das ewige siegt und lebt. Glück auf zum Untergang!" —

Das ist die vertrauensvolle Geborgenheit im All, die auch das härteste Schicksal noch bejaht als Teil des großen Geschehens, dessen sinnvolle Ordnung unzweifelhaft und selbstverständlich ist, das ist die Liebe zu Gott und die Liebe Gottes in einem, im letzten und weitesten Sinne, das ist der Wesensgrund aller Religionen im indogermanischen Raum.

„Unüberwindlich sind die Menschen, die der Welt gehören. Sie haben sich nicht mehr mit einzelnen sterblichen Menschen gleichgesetzt, sondern mit

dem All! Sie sehen nur auf das Leben des Ganzen! Das kann nicht sterben. —

Und weil sie, wenn sie „ich" sagen, alles meinen, weil sie sich mit der großen Welt gleichsetzen, können sie nicht sterben, brauchen keinen Untergang zu fürchten, weil es keinen gibt" (Köbel). —

Es ist die gleiche innige Gewißheit, die auch Christus am Kreuz beten läßt: Dein Wille geschehe! So groß ist die vertrauende Liebe zur Allmacht. Nur aus dem innigsten Vertrauen erwächst die gefaßte Haltung eines solchen Todes. Und erst in der gefaßten Haltung eines solchen Todes erfährt das Vertrauen seine letzte gültige Bewährung. Das ist im europäischen Raum immer verstanden worden, und dieses Verständnis machte ihn bereit zur Aufnahme des Christentums und führte zu der so innigen und fruchtbaren Verschmelzung von Christentum und Germanentum im 12. Jahrhundert. „Der Tod ist unentrinnbar in das Leben verflochten, insbesondere für alle diejenigen, die Treue halten wollen." So um-

reißt G. Bäumer das Gemeinsame, in dem sich christliches und germanisches Empfinden berühren. Was aber ist Treue anderes als Tat gewordene Liebe, Tat gewordenes Vertrauen?

Erst als die Liebe unter dem Einfluß des lebensfremden, ja lebensfeindlichen Klerus sich verkehrte in Haß und in Verachtung der Welt, erst dann trat neuerlich eine Entfremdung, eine Störung ein, und zugleich erwuchs dem klerikalen Christentum ein starker, lebensvoller Gegenpol im ritterlichen Christentum. Ihm geht es darum, „innerhalb des christlichen Weltverständnisses Raum zu schaffen für die natürlichen Mächte der Liebe, des Adels, der Ehre, des Mutes, der Kraft, die das diesseitige Leben gestaltet und beherrscht, der Kultur. Jeder einzelne der Männer, die als Zeugen für Herrlichkeit und Größe der Welt in die Schranken treten, fühlt sich zugleich im Dienste des Königs der Könige. Aber sie wenden sich gegen diejenigen seiner Diener, die Gottes Welt schmähen und als den Schauplatz von

Sünde und Verderben herabsetzen und fliehen. Der „hohe Mut", der die seelische Atmosphäre des Rittertums darstellt, quillt aus Kraftbewußtsein und Weltfreudigkeit, und sie sind dieser ihrer Lebensstimmung so gewiß, daß keine Autorität imstande ist, sie irre zu machen und ihnen die Welt in ihrer Herrlichkeit und Größe zu verkleinern." Die Preisung der Welt zieht sich wie ein Jubelgesang des Lebens durch die mittelalterliche Dichtung, ein Trutzgesang all den Dunkelmännern gegenüber, die Gott so mißverstehen, daß sie Weltverachtung für fromm halten. Ein Trutzgesang und zugleich doch das Lied einer neuen, schöpferischen, innigen Frömmigkeit.

„Wohl Dir, Gottes Wundertal", singt Meister Friedrich von Sunburg, „ich meine Dich, teure Welt. Gott nimmt aus Dir und hat aus Dir genommen das Gut seiner höchsten Freuden: die hohe Menschheit seines Sohnes, seine edle Mutter, alle Heiligen Gottes hat Gott aus Dir genommen. Wenn Du nicht wärest, Welt, was

wäre uns Gott, wer wäre zu Gottes Reich gekommen, was wäre Liebe, was wäre Leid, was wäre Finsternis, was Licht? Du zarter Gottesgarten, in dem Gott wunderbar Wunder gewundert hat und manche teure Wundersaat keimen läßt! Auch das himmlische Jerusalem muß er aus Deinen Schätzen, Welt, ausstatten, aus Dir werden alle seine Chöre seines Lobes voll. — Wer Dich schilt, Welt, der schilt Gott." Es gibt keine Liebe zu Gott ohne die Liebe zu seiner Kreatur. Das Vertrauen in die höchste Ordnung der Welt überträgt sich auf alles und alle, die gleichfalls in dieser Ordnung geborgen, in die Liebe Gottes einbezogen sind, auf Tiere, Pflanzen und Steine, denen Franz von Assisi predigt als seinen Brüdern und Schwestern, auf Feuer, Wasser und Erde, die ihm heilig sind, auf die Sonne, die er unvergänglich besingt. Auch Meister Eckeharts Liebe gilt zunächst „dem letzten Grund alles Lebens: Gott ist ihm selbst das Leben, das Leben in seinem letzten, zauberhaften, nie enträtselten und

nie zu enträtselnden Grunde, der dasselbe ist in Gott, im Stein wie in der Menschenseele" (Lehmann). Und auch bei Meister Eckehart ist diese Liebe unteilbar. „Das kreatürliche Sein ist nichts anderes als das Sein Gottes. Gott und Kreatur — im weiteren Sinne genommen, Wolke, Stern, Mensch, Pilz, Tautropfen — sind nicht von einander scheidbar. Die Welt ist ewig wie Gott selbst. Gott ist überall und von ewig her das Innesein in allen Dingen. Der Stein verkündet Gott ebenso stark, ja stärker als mein Mund." Dies ist die große neue Wirklichkeitsreligion, die Gottnatur, die Naturnähe, die Eckehart verkündet. Es ist die gotische Frömmigkeit, die, wie ihre Dome, von der Erde aufsteigt in die Himmelshöhe: „Alle creaturen wolten got nachsprechen in all ihren werken ... die hant alle ein ruofen, wider in ze kommende, da si uz geflozzen sint. Alez ir leben unt ir wesen, daz ist allez ein ruofen unt ein ilen wider zuo deme, von dem sie uz gangen sint!"

„Der Mensch schließt einen neuen Liebesbund mit der Natur, Gott ist in diesen Bund eingeschlossen. In der Dreieinigkeit von Schöpfer, All und Mensch erlebt und begreift der Mensch sich neu. Aus dieser Einheit quillt ein neues Naturgefühl und Gottesbewußtsein. In der kosmischen Einheit von Gott, All und Mensch wird das eine und das andere in das GANZE eingeschlungen: der Mensch in das All durch den Schöpfer und in den Schöpfer durch das All. In solchem Einklang mit der Schöpfung schwillt das eigene Lebensgefühl in Freude und Schmerz höher empor. Die tragende Lebensstimmung wird der „hohe Mut". Er bezeichnet die hohe Fahrt des ganzen Lebens. Der hohe Mut — das ist der Wind in den Segeln. Die Welt ist weit und voll unabsehbarer Wunder" (Bäumer). Sie gehört dem Wagenden. Ein frohes Vertrauen zu Gott und Welt und zu sich selbst erfüllt das Herz, das Vertrauen des starken Menschen.

„Diese große, innige Weltliebe wird zur tragenden Kraft der eigenen Le-

bensgestaltung. Nie wieder ist die Liebe in gleichem Maße als Lebensmacht empfunden worden, wie im Zeitalter der Gotik, nie wieder hat man sich mit gleicher Unbefangenheit zu dieser Macht bekannt, und nie wieder hat sie in diesem Maße alle Schichten des inneren Lebens erfaßt. Sie war — sinnlich, seelisch und geistig zugleich — die in der Spannung des kampferfüllten Lebens gewonnene heldische Lebenserhöhung, die religiös empfundene Verbundenheit mit der Natur, mit Blume und Gras wie mit den Bahnen der Sterne."

Und dieses Geschenk der Gotik an uns Späterlebende alle, diese hohe Minne zu Gott und seiner Welt, bricht in den folgenden Jahrhunderten immer wieder durch, entgegen aller Weltfeindlichkeit und Lebensverneinung, bei Luther, bei Ulrich von Hutten, machtvoll in der Romantik, zuletzt in der Jugendbewegung. Eines der schönsten Zeugnisse dieser Gottesliebe hat der italienische Freiheitsheld Garibaldi

uns in seinen Erinnerungen hinterlassen:

„Beseelt sind die Zedern des Libanon, beseelt ist der Ysop, der in den tiefen Schluchten wächst. Und warum sollte ich eifersüchtig sein auf den Schmetterling, der soviel schöner ist als ich, wenn es dem Allmächtigen gefiel, ihn mit einer Seele zu begaben? Genügt mir nicht mein eigener Seelenfunke, um mich teilhaben zu lassen an der Weltseele und dem Unendlichen? Ein Teil Gottes bin ich, wie der Funke, der die Ameise belebt und das Rhinozeros. Mein Körper ist belebt wie die Millionen Wesen, die auf Erden leben, im Wasser und im unendlichen Raum, die Sterne nicht ausgenommen, die auch nur belebt sein können ...

Dieser Gedanke adelt mich, erhebt mich über den elenden Materialismus, flößt mir Ehrfurcht vor den Atomen ein, die auch Ausfluß des Göttlichen sind."

Ohne diese Liebe aber ist alles eitel. Unser gesamtes abendländisches Lebensgefühl bejaht leidenschaftlich je-

nes Wort aus der Bibel: „... und hättest der Liebe nicht, so wärest du nichts, als ein tönend Erz...". Unser modernes Leben ist ja so voll von tönendem Erz, das alle Worte verfälscht und entwertet. Wie arm ist selbst in der modernen Theologie die Gruppe der „Dialektiker" geworden, wenn sie sich bewußt in scharfen Gegensatz zur Mystik, zur Erlebnisfrömmigkeit setzt und mit den härtesten Ausdrücken alle Religiosität, die sich auf die Seele des Menschen, auf Erleben, auf Empfindungen gründet, mit dialektischer Spitzfindigkeit ad absurdum zu führen sucht. Tönendes Erz, klingende Schellen!

Wir aber hungern und dürsten nach der lebendigen Frömmigkeit, nach der alten Gewißheit von unserer Geborgenheit in der großen Ordnung des Alls, in der Liebe Gottes, der wir wie einst mit vertrauender Liebe begegnen wollen. Sie ist die einzige Kraft, die uns zu helfen vermag, unser Schicksal zu tragen.

Heiliger Frühling

Es ist uns überliefert, daß die Stämme unserer Vorfahren, sooft das heimatliche Siedlungsgebiet zu eng wurde, die männliche Jugend unter Führung eines jungen Königs aussandten zu neuer Landfindung und Landnahme und daß sie diese ausziehende junge Mannschaft den Heiligen Frühling nannten.

Die heranwachsende männliche Jugend, auf die sich zu allen Zeiten die Hoffnung der Völker richtete, stellt bis auf den heutigen Tag ihr größtes wahrhaftes Heiligtum dar, vielfach geheiligt durch die bangende Liebe der Mütter, den Stolz der Väter, die sehnsüchtige, verlangende Liebe der Mädchen, die zärtliche Zuneigung der erwachsenen älteren Brüder, die schwärmerisch aufblickende Liebe der Kna-

ben und die heilige Freundschaft und Kameradschaft untereinander. Alle diese mannigfaltigen Empfindungen schlagen zu einer einzigen Flamme zusammen, die den Jüngling zum Idol des ganzen Volkes erhebt, unsterblich, wenn er im Kampfe um die Zukunft sein noch unerfülltes Leben läßt.

Mehr als zwei Jahrhunderte griechischer Bildhauerkunst sind diesem einen Motiv gewidmet, dem schreitenden Jüngling, der, strahlenden Antlitzes, voll der Güte des Zuversichtlichen, in die Zukunft wandert, in die Welt hinaus, in das Leben, in die Ewigkeit — — —

Und noch nach zweieinhalb Jahrtausenden ergreift uns in diesen Bildnissen die unvergängliche Schönheit ewiger Jugend, die gleicherweise Schönheit des Körpers und der Seele ist, ebenso sehr in den Linien des Leibes wie in den ruhevoll lächelnden Zügen des Antlitzes schwingt.

Unmittelbar aus dem Wesen solcher Werke singen die Strophen von Hölderlins erhabenster Hymne von der

letzten Erhöhung des Lebens, die dem Menschen gegeben ist:

„Du kömmst, o Schlacht!
schon wogen die Jünglinge
hinab von ihren Hügeln,
hinab ins Tal,
wo keck herauf die Würger
dringen,
sicher der Kunst des Arms,
doch sicherer
kömmt über sie die Seele
der Jünglinge - - -".

Und wie ein ferner Nachhall klingt wohl noch heute beim klassischen Teil der olympischen Spiele der andachtsvolle Jubel der zuschauenden Menge. Sie weiß nicht mehr, was sie so beglückt, aber sie ahnt es noch.

Ein „Urwort" nennt Buschor dieses Thema der sich entfaltenden jungen Männlichkeit bei den Griechen, und ein Urwort des Lebens wird durch sie gesprochen, überall und zu jeder Zeit. Der Augenblick, da sich der junge Mensch seiner neuen Kraft, die ihn

mit der Reife seines Geschlechts überkommt, freudig bewußt wird, ist geheiligt seit Urzeiten. Es ist ja kein Zufall, daß er in dieser Zeit seine größte Schönheit entfaltet, äußerlich wie innerlich.

Was erwarten denn die Völker von ihrer männlichen Jugend? Sie erwarten Zeugungskraft im ganzen ungeteilten Sinne des Wortes, körperliche und geistige Zeugungskraft in einem. Sie erwarten Erfüllung ihrer Sehnsucht nach Schönheit und Kraft, dieser ewigen Sehnsucht, die sie erst zu Völkern macht und ohne die sie nichts wären, als ein gestaltloser Brei. Sie erwarten von ihr männliche Liebeskraft in dem ursprünglichen, starken Sinne des sich verschwenden Könnens, des ohne Besinnen sich verschwenden Könnens für das Geliebte, der augenblicklichen Bereitschaft, sich dafür zu opfern.

Die Seele der Völker ist weiblich gestimmt. Sie blickt der heranwachsenden männlichen Jugend mit den gleichen Hoffnungen entgegen, die

auch eine junge Frau dem Manne entgegenbringt: die Hoffnung auf Schönheit und Kraft zum Lieben und Zeugen, um sich gerne und ganz hingeben zu können, die Hoffnung auf Mut, Stolz und Charakter, um Achtung hegen, auf Edelsinn und Güte, um Verehrung empfinden zu können, vor allem aber die Hoffnung auf die Gabe zur Führung, um sich anvertrauen zu können!

Ja, auch Führungskräfte erwarten die Völker von der jungen Mannschaft. Immer von neuem richtet sich ihre Hoffnung darauf, daß aus der Schar der heranwachsenden jungen Männer einer sich fähig und verantwortungsbewußt genug erweisen möge, das Schicksal seines Volkes in feste, sichere und behutsame Hände zu nehmen. Alle Märchen und Sagen vom schönen, jungen Königssohn sprechen davon. Die befreite Prinzessin darin ist ja immer das Volk selber, das sich nur zu gerne der Schönheit und der Kraft eines jungen Führers in die Arme werfen möchte, und diese

Hoffnung läßt sich auch durch tausend Enttäuschungen nicht beirren. Mit jeder neuen Generation erwacht sie von neuem. Und so oft eine junge Mannschaft im Kampfe unterging, gebar das Volk aus seinem Schoße eine neue, um wieder hoffen zu können.

Die Zeiten der Landfindung sind freilich vorbei. Die Kraft des Heiligen Frühlings der Völker stößt nicht mehr in unbekannte Räume vor. Sie wendet sich nach innen zu einer Art innerer Mission. Denn die Völker bedürfen ihrer notwendig zu ihrer inneren Erneuerung und Verjüngung. Wie das geschehen kann, das hat in geistesgeschichtlich einmaliger Weise der Aufbruch der deutschen Jugendbewegung gezeigt, die an die Tradition der „Fahrenden Scholaren" des deutschen Mittelalters anknüpfte und heute schon in der dritten Generation wirksam ist. Es gibt kein Gebiet des Volkslebens, das nicht von ihr wesentlich beeinflußt und von innen her erneuert worden wäre.

In dieser Bewegung hat der Begriff „Heiliger Frühling" einen neuen Sinn bekommen und dennoch sein Wesen erhalten, ein leidenschaftliches Unternehmen der männlichen Jugend, die sich zu einem Orden zusammenschloß und sich ihre jungen Führer selbst erkor, nicht anders wie einst die jungen Heere der ausziehenden Stammesjugend. Sie sah die so kompliziert gewordene Zivilisation mit ihren jungen Augen an, und siehe, alles wurde wieder einfach und ließ sich auf die natürlichen Grundlagen zurückführen. Nur das Echte wurde anerkannt und zum Neubau verwertet. Schönheit und Kraft, Liebe und Opfer wurden wieder in ihre alten Rangstufen eingesetzt, an den Anfang der Dinge. Das Volk lebte auf. Seine Jugend wurde wieder wirklich jung und verjüngte das Ganze.

Zwei Generationen schon sind im Zeichen dieses neuen Heiligen Frühlings kämpfend untergegangen. Sie haben sich an leuchtender Schönheit und jugendlicher Kraft, an opferbereiter Liebe und Todesmut ihren Jahr-

tausende alten Vorbildern, von denen uns die römischen Chronisten berichten, vollkommen würdig zur Seite gestellt. All unsere Liebe und Verehrung wird niemals ausreichen, um ihrem Leben und Sterben gerecht zu werden. Sie haben die menschlichen Maßstäbe hinter sich gelassen und das Maß des Göttlichen erreicht, ein Völkerfrühling, der wahrhaft zum Heiligtum der Völker geworden ist.

Nun wächst wieder eine neue junge Mannschaft heran, auch sie großenteils schon erfaßt und durchleuchtet vom Geist der Jugendbewegung, der sich inzwischen über die Grenzen Deutschlands hinaus auch auf die Jugend anderer Völker ausgegossen und sie zur inneren Erneuerung und Verjüngung eben dieser Völker berufen hat. Und die Völker erweisen ihre Lebenshoffnung und Lebenserwartung, ja, ihr Lebensrecht in dem Maße, in dem sie ihrer jungen Mannschaft Gelegenheit zu dieser Erneuerung ihres Lebens geben, in dem sie sich von ihr bereitwillig verjüngen und zu den ein-

fachen Grundgesetzen menschlichen Lebens zurückführen lassen. Sie erweisen ihr Daseinsrecht aber auch nur in dem Maße, in dem sie ihre heranwachsende männliche Jugend vor jedem fremden Mißbrauch ihrer jugendlichen Begeisterungsfähigkeit und Opferbereitschaft, vor einer Aufopferung für fremde lebensfeindliche Ziele bewahren!

Völker aber, die es zulassen, daß ihre junge Mannschaft für etwas anderes als die Erringung einer eigenen freien Zukunft verbraucht, ja, an feindliche Mächte verkauft wird, verdienen nicht, eine Stunde länger zu leben. Ein Volk, das seinen Heiligen Frühling verrät, hort auf, ein Volk zu sein und versinkt in der Nacht eines Winters, aus dem es kein Erwachen mehr gibt.

Wer darum noch Sinn hat für die Schonheit und Kraft der Jugend, wem jugendlicher Idealismus mehr bedeutet, als lediglich ein Zeichen kindlicher Torheit, wer noch begreift, daß ohne diesen jugendlichen Idealismus die Völker längst gestorben wären, der

schütze die Jugend seines eigenen Volkes vor geplantem Mißbrauch und Verrat, schütze sie vor Schlachtfeldern, auf denen niemals gesiegt werden darf und auf denen es niemals um Zukunft und Freiheit des eigenen Volkes geht, schütze sie auch vor Parolen, deren Wahrheitsgehalt sie noch nicht zu durchschauen vermag.

Unser aller Dasein ist ja nur so lange wirkliches Leben, als es immer wieder von einer neuen jungen Generation, von einem neuen Heiligen Frühling gereinigt, verjüngt und auf das Wesenhafte zurückgeführt wird. Wer also leben will, der schütze die junge Mannschaft, damit sie die Aufgabe erfüllen kann, die das ewige Leben ihr stellt.

Vom Erbe

Wir können das Leben fürchten, wir können es verabscheuen oder verachten. Wir dürfen es aber auch inbrünstig lieben in allen seinen Geschöpfen, und uns aus dankbarem, frohen Herzen seiner freuen. Das steht bei uns.

Und es ist keineswegs eine Frage der äußeren Lebensumstände, welchen Standpunkt wir darin einnehmen. Diese Entscheidung wird in tieferen Schichten unseres Wesens vollzogen. Gehören wir einmal zu denen, die das Leben in allen seinen Erscheinungsformen mit starker Freude erfüllt, so werden wir immer zu ihnen gehören. Kein Schicksalsschlag, sei er noch so hart, wird uns für immer von ihnen trennen. Was wir bejahen, bejahen wir ganz, auch in seinen Härten, und

nach jeder Niedergeschlagenheit setzt sich wieder die Freude durch und die Dankbarkeit, an der Farbigkeit und Vielfalt des Lebens teilhaben zu dürfen.

Vielfalt und Farbigkeit, die große Buntheit der Schöpfungspalette läßt uns dann am eigenen Dasein und am Werden und Vergehen rings um uns immer von neuem tiefe, andächtige Freude empfinden, Vielfalt und Farbigkeit in der organischen und in der anorganischen Welt, im Gestein, an Pflanzen und Tieren, Vielfalt und bunte Mannigfaltigkeit auch unter uns Menschen selber.

Die ausgeprägten Eigenarten jeder einzelnen Spielart, jedes einzelnen Typs ergeben ja erst in ihrer Gesamtheit dieses prächtige Farbenspiel und sind seine Voraussetzung. Wie in einem vollkommenen Gemälde jede einzelne verwendete Farbe von absoluter Reinheit ist, gebrochene, halbe oder Mischtöne aber nicht vorkommen, so beruht auch die schöne Farbigkeit des Lebens auf der reinen und

klaren Ausprägung der verschiedenen Arten von Lebewesen, auf der reinen, ungebrochenen Entfaltung jeder einzelnen Gestalt, gleich ob Stern oder Kristall, Blatt oder Blüte, Leib oder Seele.

Ja, das gilt ewig auch für Leib und Seele des Menschen. Jede nur halb ausgebildete oder gebrochene Form und Linie beim Einzelnen beeinträchtigt die edle Mannigfaltigkeit des Gesamtbildes menschlichen Lebens. Aber die Prägung des menschlichen Leibes und der menschlichen Seele geschieht eben zunächst und anlagemäßig durch den Erbgang, — nicht anders als bei Pflanze und Tier. Die später hinzutretenden Einflüsse der Umwelt spielen eine sekundäre Rolle und können an der erbmäßig gegebenen Substanz nichts wesentlich ändern. Sie können nur Teile dieser Substanz in der Entfaltung fördern oder hemmen, letzteres allerdings bis zur Verschüttung.

Diese Tatsache, daß die wesenhafte Substanz des Menschen, körperlich sowohl wie seelisch, durch das Erbe ge-

geben ist, gehört zu den ältesten Erkenntnissen und zum meist gesicherten Besitz lebensbejahender Weltanschauungen. Sie ist andererseits zu allen Zeiten aus mehr oder weniger klar erkennbar destruktiven Tendenzen heraus angefochten worden, besser gesagt: zerredet worden; denn wirklich anfechten lassen sich Tatsachen ja nicht. An der Einstellung zu dieser Erkenntnis der menschlichen Erbbedingtheit scheiden sich nicht nur die konservativen Geister von den liberalen, hier scheidet sich weit mehr, letzten Endes der Kosmos vom Chaos.

Von der Klarheit der Erbsubstanz, die wir — ungenau — mit dem vieldeutigen Begriff „Blut" zu bezeichnen gewöhnt sind, hängt also die klare Ausprägung der verschiedenen menschlichen Gestalten und Charaktere und damit die Erhaltung des bunten Blütenteppichs von Stämmen, Völkern und Rassen ab. Jede Vermischung verschiedener Erbsubstanzen trägt dazu bei, die Farbigkeit dieses Blütentep-

pichs in ein schmutziges Grau zu verwandeln.

Aber es geht ja nicht nur um die Erhaltung dieser Farbigkeit und Mannigfaltigkeit, sondern sogar um ihre noch weitergehende Vervielfältigung. Der natürliche Erbgang innerhalb klar ausgeprägter Arten und Typen schließt die Tendenz zu immer fortschreitender Differenzierung in sich, die eben die Tendenz des natürlichen Lebens überhaupt ist, eines seiner großen Grundgesetze. Dagegen zielen Mischungen immer auf eine Standardisierung, auf eine Vereinheitlichung der menschlichen Erscheinungsformen hin, im Endeffekt auf den Einheitsmenschen mit gräulicher Hautfarbe und ohne ausgeprägte Charaktereigenschaften. Darum ist jede Blutmischung ein lebensfeindlicher Akt, ein Verstoß gegen den Willen Gottes, der sich naturnotwendig rächt „bis ins dritte und vierte Glied", und wenn er zur Gewohnheit oder zur Regel wird, „bis ins tausendste Glied". Das lehrt uns schon das alte Testament.

Man hat die Auffassung, daß auch der Geist des Menschen den Gesetzen der Vererbung unterworfen sei, als „Materialismus" bezeichnet. Und mit dieser Bezeichnung sollte natürlich auch eine Wertung gegeben sein. Aber sie wendet sich gegen ihre Urheber. Wer die Vorgänge der Vererbung, wer überhaupt biologische Prozesse als Vorgänge innerhalb des Bereichs der Materie ansieht, der muß schon selber durch und durch Materialist sein. Hier dürfen wir mit Fug und Recht den Spieß umkehren. Der Erbgang gehört ja zu den allerunmittelbarsten, wesentlichsten Lebensvorgängen überhaupt. Hier schreitet das Leben selbst von Geschöpf zu Geschöpf, von Gestalt zu Gestalt. Und das Leben ist göttlichen Ursprungs. Warum soll der menschliche Geist nicht göttlichen Gesetzen gehorchen? So fällt der Vorwurf des „Rassenmaterialismus" auf seine Urheber zurück.

Man hat auch gesagt, die Gesetze der Vererbung seien noch zu wenig

erforscht, um daraus praktische, gesetzgeberische Folgerungen ziehen zu können. Aber in dieser Formulierung scheinen Ursache und Wirkung vertauscht. Tatsächlich hat eine sehr weit verbreitete Scheu, klare züchterische Gesichtspunkte auch auf den Menschen anzuwenden — bedingt durch eine angesichts der brutalen Wirklichkeit geradezu groteske Vorstellung vom Menschen als einer Art von ätherischem Geistwesen —, der Forschung seit langem schon nicht zu rechtfertigende Hemmungen auferlegt. Und das, obgleich kein Geringerer als Plato, dem wir immerhin den Begriff der Idee verdanken, sich ununterbrochen und mit aller wünschenswerten Deutlichkeit für eine Gattenwahl nach den Maßstäben von Zucht und Vererbung eingesetzt hat.

Zugegeben, daß die langfristige Generationenfolge beim Menschen die Beobachtung der Vererbung von etwa fünfzig wesentlichen Merkmalen über so lange Zeiträume hinzieht, daß eben eine ganze Reihe von Forschergenera-

tionen sich in die Hand arbeiten müßte, um zu gültigen Ergebnissen zu kommen. Aber ist denn das zu viel verlangt? Und liegen nicht auf dem Spezialgebiet der Zwillingsforschung schon sehr brauchbare und aufschlußreiche Beobachtungsergebnisse vor?

Darüber hinaus steht der Forschung der unermeßliche Schatz an Erfahrungen zur Verfügung, die — in vielen Jahrhunderten gesammelt — im Volksmund und im Volksbrauch ihren Niederschlag gefunden haben. Denn der bäuerliche Mensch hat von den Gesetzen des Erbganges zu allen Zeiten sehr klare und fest umrissene Vorstellungen gehabt, die der exakten Forschung eine Fülle von Material geben könnten und in ihrer instinktiven Sicherheit und Unbeirrbarkeit ja selbst schon Ergebnisse geistiger Erbschaft sind.

Es wäre nämlich zu untersuchen, ob nicht vieles von dem, was der ursprüngliche Mensch noch an innerer Gewißheit über derartige Lebensvorgänge besitzt, aus einer Art von Erb-

Erinnerung herstammt, aus dem Erfahrungsschatz ungezählter Generationen, der in einem Jahrtausende währenden Ausleseprozeß zu einem Teil der geistigen Erbsubstanz geworden ist. Die Forschung würde sich m. E. eines sehr ungeistigen Hochmuts schuldig machen, wollte sie diesen Erfahrungsschatz unendlicher Geschlechter unbeachtet beiseite lassen.

Mehr noch als alles das und mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt aber bleibt das ganz persönliche Erleben zu beachten und zu erforschen, das jedem aufgeschlossenen, erlebnisfähigen Menschen die Begegnung mit klar ausgeprägten Repräsentanten bestimmter Menschengattungen bedeutet. Hier beginnt und hier ist vor allem zuständig das „anschauende Denken" im Sinne Schopenhauers, das dieser skeptischste aller Philosophen dem abstrakten Denken so eindeutig vorzieht. Stets den Blick auf die anschauliche Wirklichkeit gerichtet zu halten, empfiehlt er dem Denker.

Gibt es doch nichts Beglückenderes, als einem Menschen gegenüberzustehen, aus dessen Wuchs, Bewegungsstil und Blick die ungebrochene Kraft einer reinen Menschenart leuchtet, ob es sich nun um die stolze Verschlossenheit eines Indianers, die ruhige Würde eines Negers, das geschliffene Formgefühl eines Chinesen oder die besinnliche Zuverlässigkeit eines Friesen handelt. Die stille Freude, die wir an solchen klaren Gestalten und ausgeprägten Charakteren unwillkürlich empfinden, muß ja letztlich ihre ganz natürlichen lebensgesetzlichen Ursachen haben, wobei es wohl verständlich und eben auch durchaus natürlich ist, wenn uns die Begegnung mit besonders vollkommen geratenen Vertretern der eigenen Art besonders ergreift.

Dieses Gefühl der Freude und inneren Ergriffenheit überkommt uns ja nicht ohne tieferen Grund. Auch hier spricht der Wille Gottes. Diesen klaren Gestalten, an denen wir uns immer wieder aufrichten können, diesen in

ihrer Erbsubstanz eindeutigen, im Innersten wirklich wertvollen, harmonischen Menschen ist mit ihrer Reinblütigkeit jene Ursprünglichkeit des ganzen Wesens erhalten geblieben, die die Wurzel aller wahren Freude ist. Sie sind noch stark genug, dem jeweiligen Zeitgeist zu widerstehen und, im Innersten von allen Strömungen unberührt, ganz das zu sein, was in ihnen zutiefst angelegt ist. Aus ihnen selbst, aus ihrem eigensten Wesen kommt alles, was sie so leuchtend macht.

Gott wird ihnen nicht so zum Erlebnis, indem er sich ihnen eines Tages von außen her offenbart, sondern er spricht aus ihnen selbst zu ihnen und zu anderen, aus jeder Eigenschaft, die er ihrer Art verliehen hat, und zu jeder Stunde. Sie bedürfen dazu keiner Erweckung, es sei denn der Erweckung zu sich selbst und zum eigenen Wesen.

Denn ein reinblütiger Mensch, in dem tatsächlich nur ein Rassenelement angelegt ist und wirkt, in dem Körper,

Geist und Seele, Verstand, Instinkt und Gemüt, Wille, Trieb und Sehnsucht ein harmonisches Ganzes bilden, der keine Konflikte in sich selber, sondern nur solche mit der Umwelt kennt, ein solcher Mensch ist in jedem Augenblick seines Werdens vollkommen wie ein köstlicher Kristall. Er gibt nicht nur jeden Ton, jede Farbe, jeden Gedanken und jede Empfindung, die auf ihn einwirkt, in leuchtender Reinheit wieder, sondern er strahlt auch selbst.

Da alle Kräfte seines Willens und seines Gemütes nach außen wirksam werden können und sich nicht in inneren Widersprüchen zu verzehren brauchen, so strahlt er diese Kräfte auf seine Mitmenschen aus und hinterläßt einen unauslöschlichen Eindruck bei ihnen, wenn auch nur e i n e wesensverwandte Saite in ihnen mitzuschwingen vermag. Ja, er zieht sie mehr und mehr in seinen Bann, daß sie ihm aus innerstem Antrieb folgen müssen und dabei selber froh und stolz werden! —

Weil sich in ihm die kristallklaren Ausstrahlungen seines Gemütes in vielfarbiger Leuchtkraft brechen, stets zunehmend gegenseitig durchdringen und steigern zu immer größerer Reinheit und Innigkeit der Empfindung, bedeutet seine Erscheinung auch das tiefste Erlebnis, das edelste Geschenk, das das Leben zu geben vermag, letzte menschliche Vollkommenheit, einer kostbaren Blüte vergleichbar.

Wahrlich es ist etwas Wunderbares um diese ungebrochenen Menschen. Sie kennen nur den ungeteilten, den vollen Einsatz. Und es geht ein Leuchten von ihnen aus, das sie immer zu Führenden macht.

Sie sind nur sehr selten geworden.

Sollten sie einmal ganz von der Erde verschwunden sein, dann hätte das menschliche Dasein den göttlichen Funken verloren, wäre kein Leben mehr im Sinne des großen Lebens, hätte nicht mehr Teil an dem Geist, der das All beseelt.

Gefolgschaft

In der deutschen Kommandosprache der geöffneten Ordnung gab es einen Befehl, der lautete schlicht und einfach „Folgen!" Und wenn in der Stimme des Befehlenden nur ein wenig Frohsinn und Zuversicht schwang, dann wirkte das eine Wort unwiderstehlich, auch in den verzweifeltsten Situationen.

Denn diese fröhliche Aufforderung zum Folgen wendet sich an zwei der stärksten Impulse unseres Menschentums, an Vertrauen und Treue. Ihr nachzukommen bedeutete und bedeutet die vollkommene Bestätigung ureigenster Wesenszüge, bedeutet sich erfüllen im tiefsten Grunde des geheimen Wollens — unter einer Voraussetzung, daß nämlich derjenige, von dem die Aufforderung zum Folgen aus-

geht, Vertrauen weckt und Achtung einflößt.

Es muß das Fluidum des echten Führers von ihm ausgehen, dann wird Gefolgschaft geleistet, unter allen Umständen, ohne Rücksicht auf den Ausgang des Unternehmens, ohne Rücksicht auch auf das eigene Geschick. Mehr noch, dann erweckt es Stolz, Freude und ein ganz neues Selbstbewußtsein, folgen zu dürfen, dann bedeutet Treue zum Gefolgsherren gleichzeitig auch höchste Treue gegen sich selbst.

Es gibt ein geradezu klassisches Beispiel für diese unbedingte Gefolgschaft, das Verhältnis des schwedischen Königs Karl XII. zu seinen Soldaten und seiner Soldaten zu ihm. Karl führte — ein halber Knabe noch — im Kampfe gegen seinen Vetter, August den Starken von Sachsen-Polen und gegen Peter den Großen von Rußland sein Volk zu den höchsten Höhen der Ehre und des Ruhmes, um es dann endgültig aus der Reihe der Großmächte auszuradieren. Die Not in

den letzten Jahren seiner Regierung war grenzenlos, sowohl bei der Truppe, wie in der Heimat. Er wurde ebensosehr gehaßt wie geliebt. Man konnte ihm nicht gleichgültig gegenüberstehen, und es fehlte nicht an Anschlägen gegen sein Leben.

Aber trotz alledem folgten ihm seine Soldaten und Offiziere noch als Krüppel und oft genug dem Hungertode nahe durch ganz Rußland bis in die Türkei und nach vielen Jahren wieder zurück, soweit sie nicht tot, verwundet oder gefangen in den unendlichen Weiten Rußlands zurückblieben, wo ihr Blut noch heute oft unerwartet in einem schlanken, hellen Jungen oder Mädchen aufblüht.

Werner von Heidenstam hat die Gefolgschaftstreue der Soldaten Karls mit ergreifenden Worten geschildert. Nach der Schlacht bei Poltawa, als der größte Teil der überlebenden Schweden in Gefangenschaft geriet, „als der russische General Bauer, von der Sonne verbrannt, auf den Hügel kam, um die Trophäen zu empfangen, da

stieg Martin Prediger herunter und rang die Hände. Ringsum saßen die Kosaken mit ihren Messinghelmen und Piken auf ermüdeten und schnaubenden Pferden, und vor ihnen wurden auf dem Boden die Pauken und Trommeln und Trompeten und Musketen niedergelegt, deren Donner über die Bataillone hingerollt war, und die bekannten Fahnen, denen einstmals aus Toren und Fenstern Mütter und Frauen ihren letzten Abschied gewinkt hatten.

Brummige alte Unteroffiziere umarmten einander schluchzend. Einige rissen ihren Verband auf und ließen Blut fließen, und zwei Kriegsbrüder löschten einander gegenseitig mit dem Degen im gleichen Augenblick das Leben, da sie sie vor die Sieger warfen. Stumm und drohend zogen die Krüppel hervor. Da kamen Jünglinge mit erfrorenen Backen und ohne Nasen und Ohren, so daß sie Totenmännern glichen. Dort hinkte auf Krücken der noch nicht erwachsene Fähnrich Piper, der die Fersen verloren hatte. Da ging der Hofmann Günterfeld, der beide

Hände verloren und statt dessen aus Frankreich zwei andere aus Holz bekommen hatte, die blank und schwarz an dem Rock auf und ab fingerten. Da rasselten Holzbeine und Stöcke und Bahren und Krankenwagen.

Martin Prediger stand mit gefalteten Händen. Es funkelte vor seinen Augen. Es brauste und wimmerte, und der alte Predigergeist kam so heftig über ihn, daß er selbst hörte, wie seine Stimme eine Weile stockte und heiser wurde, aber dann so stark wuchs, daß es ihm schien, als wäre er selbst auf den Flügeln seiner Stimme hinweggetragen und in eine Feuerflamme verwandelt worden.

Er wankte zu den niedergeworfenen Waffen hin und zeigte auf das leere Königszelt:

‚Er ist der Verbrecher allein! Du trauergekleidete Mutter oder Witwe, wende sein Bild an der Wand um! Verbiete den Kleinen, seinen Namen zu nennen! Du, kleine Dunja, die du mit deinen Spielschwestern bald Blumen auf den Gräbern pflückst, baue aus

Totenschädeln und Pferdeköpfen sein Denkmal! Du Krüppel, poche mit Deiner Krücke auf die dumpfe Erde und verabrede dich mit ihm da unten, wo die Tausende, die er geopfert, ihn erwarten! — — Und doch weiß ich, daß wir alle dereinst vor dem Richterstuhl der Gerechtigkeit auf unseren Holzbeinen und Krücken heranhinken und sagen werden: Vergib ihm, Vater, wie wir ihm vergeben haben, denn unsere Liebe wurde sein Sieg wie sein Untergang.'

Als aber niemand ihm antwortete, und alle vorgebeugt und stumm dastanden, als ob sie das Gleiche geantwortet hätten, da wurde seine Verzweiflung noch größer. Er bedeckte sein kantiges Gesicht mit den Händen.

‚Sag mir um Gottes willen, daß er lebt!' rief er. ‚Sag, daß er lebt!'

Günterfeld hob mit seinen schwarzen Holzfingern den Hut vom Kopf und antwortete:

‚Seine Majestät ist gerettet!'

Da beugte Martin Prediger seine Knie und zitterte und kam wieder zu sich. ‚Gelobt sei der Fürst der Heerscharen!' stammelte er. ‚Ist der König gerettet, dann will ich jede Last tragen, die das Schicksal mir auferlegt.'

‚Ja, ja, gelobt sei der Fürst der Heerscharen!' wiederholten die Schweden murmelnd, und jeder entblößte langsam sein Haupt." — —

*

Und wenn wir nun selbst wieder das Wort nehmen und aus der höheren Wahrheit der Dichtung in die niedere Wahrheit der geschichtlichen Wirklichkeit zurückkehren, steht da nicht groß die Frage auf: Was ist das? Was ist es, das diese Männer trotz aller furchtbaren Erfahrungen, trotz allen scheinbaren Widersinns bindet und lobpreisen läßt?

Ist es nicht das unausgesprochene, vielleicht sogar unbewußte Zugeständnis, daß der König Leben und Gesundheit von Tausenden, das Wohlergehen eines ganzen Volkes um der Ehre eben

dieses Volkes willen aufs Spiel setzen dürfe? Das wird freilich heute manchem schwer verständlich sein. Das Wesen der Ehre und die Kraft des Vertrauens zu einem einzelnen werden ja nicht mehr mit der ganzen Schwere empfunden wie einst, dringen nicht mehr bis ins Mark des eigenen Selbst.

Wenn vor tausend Jahren ein dänischer Großbauer seinem Sohn ein Schiff ausrüstete und dieser in der Nachbarschaft seine Mannschaft anwarb, dann war es doch selbstverständlich und bedurfte keines Wortes mehr, daß alle diese jungen Leute dem Schiffseigner in allen Kämpfen an fremden Küsten treue Gefolgschaft bis in den Tod zu leisten hatten. Die Erfüllung dieser Gefolgschaftspflicht machte dann ihre eigene Ehre aus. Aber daß sie auch ihrerseits ihrem jungen Führer vertrauen durften, daß er ebenso zu ihnen hielt wie sie zu ihm, ihnen nichts weiter voraus hatte als eben den Befehl und im übrigen unter allen Umständen ihr Schicksal

teilte, wie es ja auch Karl XII. noch tat, daran bestand kein Zweifel.

W e n n j e m a n d d a m a l s ü b e r h a u p t s o v i e l S e l b s t s i c h e r h e i t b e s a ß , v o n n a h e z u g l e i c h g e a c h t e t e n , w e r t v o l l e n M e n s c h e n G e f o l g s c h a f t z u f o r d e r n , d a n n v e r f ü g t e e r e b e n a u c h ü b e r d i e p e r s ö n l i c h e n Q u a l i t ä t e n (d a s „H e i l"), u m G e f o l g s c h a f t z u v e r d i e n e n.

Das galt als so selbstverständlich, daß schließlich sogar den christlichen Missionaren geglaubt wurde, ihr Christus müsse schon ein vertrauenswürdiger Gefolgsherr sein; denn sonst hätte er ja garnicht die Aufforderung über die Lippen gebracht „Folget mir nach!" Das steht im „Heliand" deutlich genug zu lesen und hat entscheidend zur Ausbreitung des Christentums in Mittel- und Nordeuropa beigetragen. Gewalt allein hätte den Widerstand nur verstärkt. Die Sendboten der Kirche — als Vertreter des Prinzips der Gewaltlosigkeit — waren

klug genug, den vorhandenen Gefolgschaftswillen anzusprechen, der ja auch heute noch in unserem heimatlichen Raum von den widerstrebendsten Mächten angesprochen wird.

Aber zweierlei hat sich inzwischen grundlegend geändert: einmal erfrechten sich in wachsender Anzahl Unwürdige, Gefolgschaft zu fordern, oft auf mächtige Institutionen weltlicher oder auch geistlicher Art gestützt wie eben zum Beispiel auf die Kirche Christi, als deren Repräsentanten sie auftraten und in deren Namen sie Gehorsam verlangten. Damit wurde das Gefolgschaftsverhältnis immer unpersönlicher. An die Stelle der freiwilligen Treue trat der Zwang, an die Stelle des Vertrauens trat die Furcht, und so wurden die Keime zur Vermassung des Volkes gelegt. (Technik und Industrialisierung sind nicht Ursache, eher schon Folgeerscheinungen dieser Entwicklung.)

Als schließlich die Repräsentanten der Macht nicht einmal mehr bereit waren, in den von ihren Organi-

sationen gewünschten Auseinandersetzungen an der Spitze ihrer Mannschaft zu stehen und zu fechten — gleich ob geistig oder leiblich —, als der Gefolgschaftswille der Mannschaft und ihre angeborene Treue schmählich mißbraucht zu werden begann, da konnte man von Gefolgschaft im eigentlichen Sinne überhaupt nicht mehr sprechen.

Zum anderen begann nun die so entstehende Masse, auch echten Führern, die noch ein starkes Verantwortungsbewußtsein und persönlichen Einsatzwillen besaßen und daher durchaus Vertrauen und Treue verdienten, ihre sogenannte „Schuld" nachzurechnen. Es wurden bald alle, die sich anheischig machten, einen Befehl zu geben, über einen Kamm geschoren. Man braucht ja aber keineswegs gleich an Erbsünde, an eine Schuld des Menschen von Geburt an zu glauben, um nicht dennoch zu wissen, daß jedes Leben eine Last an Schuld anhäuft.

Es ist das Schicksal jedes Menschen, daß er im Laufe seines Daseins an seinen Mitmenschen, mehr noch an Tieren und Pflanzen schuldig wird. Aber ebenso ist es Menschenschicksal, daß er an seiner Umwelt gleichzeitig auch zum Wohltäter wird. Einer wird mehr verstrickt, der andere weniger, aber ganz kann sich niemand dieser Wechselwirkung entziehen. Wer nur das Beste will, kann dennoch mit seinem Tun große Schuld auf sich laden, und wer nur schaden will, kann dennoch unwillkürlich Gutes wirken. Absicht und Wirkung sind zweierlei Dinge.

Im Grunde enthält jede Tat Schuld und Verdienst zugleich. Es kommt auf die Gesichtspunkte, auf die Maßstäbe an. Aber eines ist sicher: je bedeutender ein Leben verläuft, je mehr Tat, je mehr Leistung darin enthalten ist, um so schwerer wird die Last an Schuld, um so schwerer auch die Last an Verdiensten. Ein Leben dagegen, das nur von Absichten erfüllt war, gleich ob von guten oder von bösen,

die sich nicht zu Taten verdichteten, wiegt dagegen nicht.

Entscheidend für die Beurteilung eines Führenden ist darum nicht, ob in seinem Leben die Last der Schuld oder die Last der Verdienste überwiegt. Das unterliegt mehr oder weniger dem Zufall. Entscheidend ist, ob sein Leben und seine Persönlichkeit überhaupt bedeutend genug ist, um Anspruch auf Gefolgschaft erheben zu können. Nicht seine äußeren Erfolge sind dafür wesentlich, sondern allein, ob er die angeborene Haltung, die ihm zur Lebensaufgabe gemacht ist, allen Wechselfällen des Schicksals zum Trotz wahrt oder nicht.

Das haben die Soldaten Karls XII. in ihrem Herzen noch gewußt, und immer, wenn diese letzte Frage bejaht werden kann, verdient ein solcher Mann Gefolgschaft und findet sie auch, noch über seinen Tod hinaus. Es werden sich dann auch heute noch immer einzelne finden, die selbst seine unausgesprochenen Befehle erahnen und befolgen, aus einer ebenso unaus-

gesprochenen, wortlosen Treue heraus, die sich sogar aus seiner persönlichen Nähe verbannen lassen, wenn sie seinen Plänen damit besser glauben dienen zu können, und die nach seinem Tode seine Gedanken weiter tragen und ihre eigene Jugend, die im Dienste dieses Mannes Erfüllung fand, nicht verleugnen, sondern ihre persönliche Ehre mit der Ehre seines Namens gleichsetzen.

*

„Alles Lebendige ist wohl von der Art, daß es sich leicht verändert", so antwortet Martin Luserke in seiner Wikinger-Trilogie auf die Frage, warum der Norden so wenige steinerne, monumentale Zeugnisse seines Lebens und Wirkens hinterlassen habe. Dieser Satz ist mir zu einer reinen Offenbarung geworden. Wo das Leben selbst als Heiligstes verehrt wird, das Lebendigsein, dort weiß man auch um sein erstes Gesetz, den steten Wechsel, die Wandelbarkeit. Wo aber das Werden höher im Kurs steht als

das Sein, dort bedarf es keiner steinernen Denkmäler und Tempel. Es besteht kein Bedürfnis danach. Ohne ein echtes Bedürfnis aber geschieht ja nichts Wesentliches im menschlichen Leben.

Erst wenn ein großer Gefolgsherr stirbt, wenn seine Gefolgschaft sich plötzlich ihres lebendigen Mittelpunktes beraubt sieht und keine Gelegenheit war, ihm in den Tod zu folgen (wie es im Kampfe ja als selbstverständlich galt), erst dann entsteht im Norden die innere Notwendigkeit, etwas Bleibendes zu schaffen, das an ihn, nein, das an die ewige Treue seiner Gefolgschaft „mahnt". Hier, in der plötzlichen Verlassenheit der Hinterbliebenen eines großen Menschen liegt vielleicht die Quelle aller Abstraktionen! Erst wenn aus der lebendigen, wirklichen Gefolgschaft eine abstrakte Gefolgschaft geworden ist, will sie sich dem Wandel, der Vergänglichkeit entziehen. Dann entstehen Großsteinkammer, Grabhügel und Runensteine.

Ungeheure Wirkungen gehen von der Gewalt des Schmerzes aus, von der echten Trauer, eben von der über den Tod des Gefolgsherrn hinauswirkenden Treue. Buddha, in dessen Lehre für einen Gott kein Raum war, wurde nach seinem Tode von seiner Gefolgschaft selber zum Gott erhoben. Die Treue seiner Gefolgschaft, der Schmerz, ihn nicht mehr leibhaftig unter sich zu sehen, hat aus dem lebendigen Gautama die abstrakte Idee des Buddha gemacht.

Nicht viel anders wird die Idee des Königtums entstanden sein, aus der Anhänglichkeit an einen überragenden Führer, den man nicht sterben lassen wollte und darum abstrahierte. Vielleicht wird jede Idee überhaupt erst wirksam, erst fähig, eine geistige Gefolgschaft zu sammeln, wenn ihr erster Verkünder oder ihr erster lebendiger Repräsentant durch den Tod in die „Ewigkeit" menschlichen Erinnerns eingegangen ist, in den Wachstumsgrund menschlichen Fühlens und Denkens.

Von der Güte

In diesen Zeilen sollte von der Kraft, Macht und Wirkung der Liebe die Rede sein. Aber beim gründlichen Durchdenken des Wirkens der Liebe kristallisierte sich bald als eigentlicher Kern, als Wesen des zur Liebe fähigen Menschen, die Güte heraus. Aus dem gütigen Herzen wird die Liebe geboren und das, was die Liebe bewirkt, ist das Gute schlechthin. Wer zu lieben beginnt, dessen ganze Seele leuchtet auf vor Güte. Wenn sie es nicht tut, ist die Liebe nicht echt, ist sie nur Gier und Begierde, besitzen wollen, herrschen wollen. Liebe aber ist Schenken, unendliches Sichverschenken aus dem Überschwang des gütigen Herzens.

Liebe ist das Strahlen, das Ausstrahlen der Güte. Darum ist der gütige, der

gute Mensch sich selbst niemals genug. Er bedarf des Mitmenschen, um seine Güte wirken zu lassen, um lieben zu können. Er öffnet sich dem anderen, hört ihn an, nimmt sein Bild und etwas von seinem Wesen in sich auf und „bewegt es in seinem Herzen", läutert es, erfüllt es mit innerem Leuchten — und läßt dann den anderen wissen: Siehe, das bist du, so sehe ich dich! Wer würde nicht alles daran setzen, diesem hohen Bilde nahe zu kommen, das ihm so vorgehalten wird? So wandelt und veredelt der Liebende den Geliebten, der Gütige den, dem seine Güte sich zuwendet, und sei es ein ganzes Volk!

Wir wissen nur noch wenig von diesen Dingen, befangen im Krampf unserer verkümmerten Vorstellungswelt und unserer verarmten Empfindungen. Darum fallen wir Tag für Tag den verhängnisvollsten Irrtümern und Verwechslungen anheim und halten in der Blindheit unseres leeren Herzens wohl gar Güte für Weichheit. Und dieser tragische Irrtum ist fast zu ver-

zeihen, denn wo begegnen wir heute noch der gütigen Härte?

Einst in bronzener Vorzeit, forderte man sich zum Zweikampf nicht aus Haß, nicht aus Neid oder Habgier, sondern aus achtungsvoller Zuneigung, die in der Aufforderung zum Kampf ihren ehrenden Ausdruck fand. Die Wunden, die man sich schlug, schmerzten wohl auch, aber sie schmerzten so wie der kräftige Schlag auf die Schulter, der derbe Stoß in die Rippen schmerzen, mit dem noch heute der Freund den Freund begrüßt und ihm seine Zuneigung bekundet. Der körperliche Schmerz kommt dabei gar nicht zum Bewußtsein, denn er wird überstrahlt von der Freude an der Begegnung, von der Freude am Messen der Kräfte mit dem Menschen, der einem nahe steht. Wer versteht das noch, heute?

Wenn Güte das Wesen des Menschen durchleuchtet, dann ist selbst der Kampf ein Akt der Liebe und der Tod in solchem Kampfe ein Liebestod, frei von Leid oder Zorn. Und der Sie-

ger trauert aufrichtig um den Gefallenen und ehrt ihn und liebt ihn um des gemeinsamen, sauberen Kampfes willen, der ein Gottesdienst war. Das klingt uns wie Sage, wie fernes Lied: Gefährten unserer Jugend, ihr Bildner besserer Zeit, die uns zu Männertugend und Liebestod geweiht! —

Aber seit eine Welt, in der Kain seinen Bruder Abel aus Habsucht mordete, bei uns Eingang gefunden hat, wurde unsere Vorstellung vom Wesen allen Kampfes und damit die Moral unseres Kämpfens vergiftet. Und heute sind wir selber zu Meuchelmördern geworden in unseren modernen Kriegen. „Die Nackten und die Toten" schildert deutlich genug, wie eine Welt ohne Güte aussieht. Wer es nicht selber erlebt hat, kann es dort erfahren, und wer weiß, was in den modernen Nahkampfschulen offiziell gelehrt wird, den packt das Grauen.

Unsere Güte ist weich, butterweich, und unsere Härte dafür hinterhältig und heimtückisch geworden. Darum haben wir auch im Bereich der Liebe

alle Maßstäbe verloren und verstehen nicht mehr, daß die echte Härte aus gütigem Herzen kommt, und daß die echte Güte nie ohne Härte auskommen kann. Einst hieß es: wer sein Kind lieb hat, der züchtige es! Wo sind die Eltern, die das noch verstehen, die danach noch leben? Wo ist die ruhige, überlegene Sicherheit echter Elternschaft hin, strafen zu können aus Liebe, aus Güte, ohne alle Nervosität und Zweifel, nur um der inneren Ausgeglichenheit der kindlichen Seele willen, die der Strafe bedarf?

Und wie käme die Ehe, diese lebenslange Bewährungsprobe der Liebe, wohl ohne Härte aus, ohne die gütige Härte, die erst Maße schafft und dann diese Maße erhält? Wie unendlich fern sind die kleinen Sticheleien und bösen Wortgefechte, die das alltägliche Einerlei so vieler Ehen ausmachen, und die sie zermürben, einer wirklich segensreichen, liebevollen Härte, die mit einem Blick, einem schweigenden Sichabwenden oft alles wieder in das rechte Lot bringen kann,

wenn nur genügend seelische Kraft hinter einer solchen Geste steht und wirkt!

Isak, der Einödsbauer im Nordland aus Hamsuns „Segen der Erde", muß es erleben, daß seine Frau in vorgerücktem Alter noch ernstlich auf Abwege gerät. Da hebt er sie mit seinen Bärenkräften vom Boden auf und stellt sie dann mit kräftigem Ruck wieder auf den Boden vor sich hin, damit sie, ganz wörtlich genommen, wieder mit beiden Beinen fest auf die Erde kommt. Und sie kommt zu sich und ist ihm dankbar für diese wortlose Hilfe.

Denn die Erwachsenen bedürfen der gütigen Härte nicht weniger als die Kinder. Vor allem aber bedürfen ihrer die Völker. Welche große Königsgestalt in der Geschichte, welcher Kaiser, der aufrichtig und wahrhaft gütig das Beste für sein Volk erstrebte, hätte nicht hart strafen müssen, gerade um des Heiles seiner Untertanen willen? Was wissen wir noch von den schweren Gewissenskonflikten, von

den inbrünstigen Gebeten, die der Unterzeichnung einer Kriegserklärung oder eines einzelnen Todesurteils vorausgingen, als solche Urteile noch nicht in beliebiger Anzahl aus dem Ärmel geschüttelt wurden, als noch einer allein bewußt und ehrfürchtig die Verantwortung auf sich nahm? —

Seitdem hat sich die Härte vervielfacht. Aber sie ist versteint. Güte, Ehrfurcht und Verantwortungswille sind dahin, vertrieben durch die Anonymität parlamentarisch gewählter Instanzen. Das erste große Beispiel für diese verantwortungslose Art zu richten und zu töten in der Geschichte war die Hinrichtung des Sokrates durch den Giftbecher, auf Beschluß der Athener Volksversammlung. Die Anklage warf ihm „Verführung der Jugend" vor, denn Sokrates lehrte die Selbstverantwortlichkeit jedes einzelnen für sein Tun und Lassen. Man kann sich nicht oft genug mit diesem Urteil beschäftigen. Denn mit ihm beginnt die Geschichte des Selbstbetruges der Völker, Demokratie genannt.

Aus der Hinrichtung des Sokrates hätten wir ein für allemal lernen können: die Masse ist ohne Verantwortung, die Masse ist ohne Ehrfurcht, die Masse ist ohne Güte, die Masse ist ohne Liebe. Das bestätigt und wiederholt sich durch alle sogenannten Demokratien hindurch, bis hin zur „Testprüfung" des greisen Knut Hamsun in der psychiatrischen Klinik von Oslo durch die demokratische Anstaltsleitung. Verantwortung, Ehrfurcht, Güte und Liebe werden in der Masse nur dann wirksam, wenn und solange sie von einer starken Persönlichkeit in die Masse hineingestrahlt werden, also ausschließlich als Resonanz.

Aber das liegt eben in der Natur der Masse. Dafür kann sie nicht. Und darum begegneten alle menschlich großen Führergestalten der Masse des Volkes voller Verantwortung, voller Ehrfurcht, voller Güte und voller Liebe, voll jener zuchtvollen Güte und Liebe, die hart sein kann und hart sein muß, eben um die mangelnden Tugenden der Masse auszugleichen, um das

Chaos zu zähmen, die Ordnung zu pflegen, um letzten Endes Leben und Gesundheit des Volkes zu erhalten. Einem Arzt, der nicht den Mut zum Schneiden aufbringt, fehlt die rechte Liebe zum Kranken. Die Güte des Arztes muß Blut sehen können, aber andererseits ist es nur diese gütige, liebevolle Sorge um den Kranken, die dem blutigen Eingriff die innere Berechtigung gibt und den Arzt vom Schlächter unterscheidet.

Selbst der Scharfrichter, der von der Gerechtigkeit und inneren Notwendigkeit des Urteils, das er zu vollstrekken hat, fest überzeugt ist (und nicht gerade die Uniform eines fremden Heeres trägt), kann gütig sein und in seinem Bereich Liebe entfalten, wenn er nur dafür sorgt, daß sein Gerät das verwirkte Leben schnell und schmerzlos nimmt, wenn er sein Handwerk meistert, nicht quält, sondern tötet, und wenn von ihm eine Ruhe ausgeht, die auch den Verurteilten ruhig macht und das Letzte gefaßter ertragen läßt.

Warum so extreme Beispiele? Weil

sich die wahre Güte oft erst dort erweist, wo die härtesten Eingriffe in die persönliche Existenz des einzelnen oder in das Leben eines Volkes erfolgen. Die Mobilmachung, der Befehl zum Angriff, der chirurgische Eingriff, die Hinrichtung sind ja niemals und nirgends ein „Ding an sich". Was sie sind, werden sie erst durch die Persönlichkeit des königlichen Richters, des Feldherrn, des Arztes, des Henkers — und natürlich auch ebensosehr durch die persönlichen Qualitäten des jeweils Betroffenen. Der Mensch ist das Maß wenn auch nicht aller Dinge, so doch der Dinge, die ihn selbst betreffen. Die sittliche Berechtigung und Notwendigkeit jedes einzelnen dieser entscheidenden Eingriffe beruht auf der Gütigkeit, auf dem Gutsein und der Liebe des Verantwortlichen als seinem letzten Motiv. Ohne Güte, ohne Liebe bleibt er lediglich nackte Gewalt.

Weil wir diesen ursprünglichen, natürlichen Begriff von der menschlichen Güte nicht mehr verstehen,

nicht mehr ertragen, deswegen verzweifeln wir auch so leicht an der Güte Gottes. Weil wir uns angewöhnt haben, Gott in kriecherischer Unterwürfigkeit zu begegnen, erwarten wir bewußt oder unbewußt — sozusagen als Gegenleistung —, von ihm gestreichelt, geschont und verhätschelt zu werden, und sind bitter enttäuscht und verzweifelt, wenn es anders kommt. Das alte, aufrechte, freundschaftliche Hintreten vor Gott als den Hüter der großen Ordnung, die man im kleinen selber zu hüten gewillt ist, dieses freie: Hilf dir selber, so hilft dir auch unser Herre Gott! ist einer kraftloseren, unterwürfigeren Haltung gewichen. Unser Erdball ist aber nun einmal nicht zum Paradiese erschaffen. Das Leben darauf ist hart und wird hart bleiben. Weder wir selbst noch unsere Mitmenschen sind Engel oder wollen es sein. Unser Dasein bleibt das große Wagnis, bleibt der Kampf, der den Mutigen freut, den Schwachen erzittern läßt. Jeder Schlag, der uns trifft, soll uns stärken und hart machen, um

den nächsten, vielleicht noch schwereren zu ertragen. Darin, in diesem Abhärtungs- und inneren Wachstumsprozeß zeigt sich Gottes Güte, wirkt seine große Liebe, und dafür sollten wir dankbar sein!

Wir sind weich geworden, Freunde, zu weich, um echte Güte zu verstehen. Laßt uns wieder härter und innerlich reiner und größer werden! Laßt uns alle die Bosheit und Heimtücke, die nur Zeichen einer schwächlichen Weltangst sind, ablegen! Betrachten wir doch das wahrhaft gütige Antlitz manches alten Mannes oder gar mancher alten Frau: es ist von scharfen Zügen und tief eingegrabenen Furchen durchzogen, hat viel Hartes, viel Leid und Schmerzen erfahren und hat sich auch selbst oft verhärten müssen, wenn es eben notwendig war. All das steht nun hineingeschrieben. Aber mitten aus diesem Runenfeld eines langen und stark gelebten Lebens leuchten die klaren, guten Augen voll unendlicher Liebe und lehren uns:

Nur das Erlittene wird zum Besitz!

Heimat und Ferne

Wenn die schweren Herbststürme nachts durch mehrhundertjährige Buchenkronen fuhren, wenn alte, bemooste Tannen sich rauschend bogen, dann hielt es uns Jungen nicht mehr im Hause. In vollkommener Dunkelheit tasteten wir uns durch den brausenden, stöhnenden Hochwald hinauf, auf den „Kiekut", stiegen auf das morsche Gebälk des alten Aussichtsturmes, öffneten unsere Jacken und boten die Brust dem gewaltigen Stürmen, wünschend, es möge uns mit sich davontragen in die schwarze, wogende, unsichtbare Ferne.

Oder wenn an hellen Sommer- und Wintertagen unser Blick von der gleichen Stelle über die schier endlose Weite grün belaubter oder weiß verschneiter Baumwipfel glitt, bis dort-

hin, wo bei klarem Wetter gerade noch haarfein die Türme der großen Stadt zu erkennen waren, dann füllte nur eine Frage unser Denken und Sehnen aus: was wohl hinter dem Horizont sei. Es ging uns, wie dem Tannenbäumchen in Andersens Märchen. Alles in uns drängte fort, und wir begannen zu wandern.

Weiter und weiter zogen wir die Kreise unserer Fahrten, durch die Wälder der Heimat, durch die Heide, durch die lieblichen Täler des Mittelgebirges, über Flüsse und Ströme der Hochebenen bis zu den Seen des Voralpenlandes, endlich die Hänge des Hochgebirges hinan, von dessen Gipfeln es unsere Augen dann zurückzog, in die Ebene hinab, in deren dunstiger, glitzernder Ferne wir alle Gefilde des Vaterlandes erahnten, bekannte und unbekannte, bis an die Küsten des weiten Meeres.

Niemals vergaßen wir aber den Kiekut, den alten Balkenturm, auf dem uns zum erstenmal das große Fernweh ergriff. Und niemals vergaßen wir jene

Stelle im Wald, nur einen Steinwurf vom väterlichen Hause entfernt, wo die halbtausendjährige Eiche stand und sich in den borkigen Faltenwurf ihrer immer noch Leben spendenden Rinde hüllte. Nach jeder Heimkehr von nahen und weiten Fahrten standen wir dort, schmiegten Brust und Arme um den gewaltigen Stamm, beteten um Kraft, um Wurzelkraft, und empfingen sie.

Alle Entdeckungen, alle „Erfahrungen", Steinbeile, Opfersteine und Burgruinen, Pflanzen, Tiere und Menschen, blieben auf dieses Zentrum bezogen. Heimat und Ferne waren die zwei Pole unseres Lebens, die notwendigerweise im Gleichgewicht bleiben mußten. Je weiter sich die Zweige unserer Sehnsucht und unserer Fahrten hinausreckten, desto tiefer senkten sich die Wurzeln unserer Liebe in den heimatlichen Boden.

Und so ist es geblieben, auch als der hohe Himmel Rußlands und seine grenzenlosen Grassteppen uns im

Kriege eine erste Ahnung von der Weite irdischer Räume gaben und noch später, als wir das Meer überfuhren, die täglich sich ändernde Wasserlandschaft des Ozeans, und als die Seele fremder Rassen uns magisch anzog in den dunklen Augen der Schwarzen und Braunen, wir wurden dennoch nur immer klarer, immer stärker, immer fester das, was wir von Anbeginn an waren: wir selber. Die Sonnwendfeuer der Kindheit auf jenem Hügel, in dem man dann die Werkstatt eines steinzeitlichen Handwerkers fand, brannten uns noch im Blut. So konnten wir uns niemals an die Fremde verlieren. Kommen wir doch aus dem Lande, aus dem seit zehntausend Jahren Wellen über Wellen unseres Blutes über den Erdball gewandert sind, aus dem Heimatland aller Heimatländer, aus dem Vaterland aller Vaterländer. Was galt schon das Wort „Fremde"? Waren sie nicht schon vor uns auf allen Straßen dahingezogen, unsere Vorfahren, seit undenklichen Zeiten? Begegneten wir

nicht immer wieder ihren Spuren, hie und da sogar noch im Blick und Gang anderer Völker? So begannen langsam in uns die Grenzen dessen, was wir als Heimat, als Vaterland empfanden und liebten, zu wachsen. Der Aussichtsturm, der Kiekut, wurde höher, die Sicht weiter. Die alte Eiche wuchs nicht nur beim Elternhaus, nicht nur in den nordwestdeutschen Wäldern, sie wuchs auch im norwegischen Gudbrandsdal und in den spanischen Bergen als Sinnbild der Kraft, die wir selbst aus dem Boden zogen.

Und gleichzeitig mit diesem inneren Wachstum der Heimat vollzog sich etwas anderes: unsere Liebe wurde bewußter, sie wuchs aus dem Überschwang unseres Herzens ganz organisch in unser Denken hinein, und wir begannen, uns vor uns selber über sie Rechenschaft zu geben. Heimat, Vaterland wurde aus dem Empfinden aus dem Erleben heraus mehr und mehr ein Begriff, zunächst ein geschichtlicher und dann ein politischer Begriff, an den sich die Erkenntnis bestimmter

politischer Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Gefahren anschloß.

Aus solchen Erkenntnissen entwikkelte sich dann weiter der ganz bewußte Entschluß, im Sinne jener Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Gefahren kühl und durchdacht zu kämpfen und zu handeln. Die innige Liebe zu unserem deutschen oder — im weiteren Sinne — europäischen Vaterland umgab sich bewußt mit dem Panzer der rechnenden Vernunft. Aber, und das ist das eigentliche Anliegen dieses Aufsatzes, der Weg von dem Fernweh des Jungen auf dem Aussichtsturm bis zu den sachlichen Erwägungen des politischen Kämpfers für sein Vaterland war ein natürlicher Wachstumsvorgang und kein grundsätzlicher Sinneswandel. Der nüchterne Realpolitiker kann und soll des romantischen, erlebnishaften Wachstumsgrundes seiner Vaterlandsliebe niemals entraten!

Der Überschwang seines jungen Herzens war keine Verirrung, deren

er sich zu schämen hätte, sondern im Gegenteil die einzige echte Kraftquelle, aus der er die notwendigen Energien für seinen politischen Einsatz schöpfen kann. Der Versuch, eine abstrakte, „rein geistige", gewissermaßen platonische Vaterlandsliebe zu konstruieren, ist ein sehr anschauliches Kennzeichen für die allgemeine Intellektualisierung einer absterbenden Welt. Ein Menschentum, das nicht mehr unmittelbar erleben kann, auf das Landschaft und Mitmenschen nicht mehr direkt einwirken, sondern nur noch auf dem Umwege über abstrahierte Vorstellungen, leidet an einem gefährlichen Mangel an impulsiver Lebenskraft.

Freuen wir uns immerhin der guten Gabe des Denkens, irren uns aber nicht: Denken ist Oberfläche! Nur unser Fühlen steigt aus dem Urgrund des Seins, Überlegung allein weckt nie den Willen zur Tat, und das *„ἑυϱηκα"* klang noch stets aus dem Bad der Sinne! Unsere Empfindungen sind der heimatliche Wurzel-

grund, aus dem die Gedanken in die Höhe und in die Weite wachsen, der Ferne zu. Heimat und Ferne sind die Pole auch hier. Wenn sich die Gedankenbäume ganz aus dem Boden lösen, verdorren sie. Der absolute Verstand ist ein Mittel, mit dem sich der bewußte Wille von seinen natürlichen Bindungen scheinbar lösen und für einige Zeit sich ihnen widersetzen kann. Denn diese Bindungen liegen ja nicht im Bewußtsein, sondern tief im Unterbewußtsein des Menschen begründet. Der Verstand ist nicht an eine bestimmte Menschenart gebunden, sondern gewissermaßen ein interrassisches Element. Die Gesetze des menschlichen Denkens sind mehr oder weniger überall die gleichen. Anders ist es mit dem Empfinden. Es gibt kaum zwei Menschen, die auf den gleichen Eindruck mit den gleichen Empfindungen reagieren. Der gefühlsbetonte Mensch hat daher notwendig seine eigene, persönliche Sphäre. Man fühlt sich als Einzelpersönlichkeit.

Die Organisation dagegen, die Menschen unter Abschleifung der Besonderheiten des einzelnen zusammenführt, auf einen Nenner bringt, uniformiert, diese tödliche Feindin der Persönlichkeit, ist ein typisches Produkt des Verstandes. Eine Entwicklung, die dem Hirnmenschen mehr und mehr zum Siege über den Gefühlsmenschen verhilft, bereitet auch den Boden für kollektive Lebensformen und entzieht der Einzelpersönlichkeit die Existenzgrundlage.

Zudem ist ein geordnetes, kultiviertes Denken nur dem seelenvollen, dem empfindenden Menschen möglich. Die Seele kontrolliert den Verstand. Verkümmert die Empfindungskraft, die seelische Erlebnisfähigkeit, so schlägt der Verstand Kapriolen und beginnt zu wuchern. Das Denken wird spekulativ. Es ist der gleiche Vorgang wie beim Wachstum der Zelle: Verliert diese aus irgendeinem Grunde den sogenannten Organisator-Effekt, so verläßt ihr Wachstum die vorgesehene

Ordnung, und ein wildes, richtungsloses Wuchern setzt ein, — Krebs.

Wie aber der Organisator-Effekt der wachsenden Zelle als Richtungsweiser dient, so ist die Seele dem Verstand als Flußbett gegeben, in dem der Strom der Gedanken fließt. Versandet das Bett, verfallen die Dämme, so tritt der Strom über die Ufer. Die Gedanken überschwemmen ziellos und planlos das ganze Terrain. Also bedürfen Verstand und Empfindung einander, wie sie beide des Körpers und der Körper ihrer bedarf. Ihre Trennung bedeutet einen krankhaften Zustand. Nur gemeinsam — als Ganzes — bilden sie den Menschen. Mißtrauen gegenüber dem eigenen Gefühlsleben ist also — psychologisch gesprochen — eine Fehlleistung. Wer sein Vaterland liebt aus dem echten Erlebnis der Heimat heraus, kennt ein solches Mißtrauen nicht.

Unsere Heimatliebe ist ein wesentlicher Teil unserer Sittlichkeit. Unsere Sittlichkeit aber kann und darf niemals Gegenstand der Dialektik sein.

Die Grundwerte der uns eingeborenen Haltung: Treue, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, Mut, Freiheitsliebe und Ehrbewußtsein sind unantastbar. An ihnen herumdeuteln, sie zergliedern oder ihre Gültigkeit nur noch relativ anerkennen heißt notwendig: sie verlieren. Wer da erst zu zweifeln, zu sondieren beginnt, dem ergeht es wie dem heimkehrenden Peer Gynt mit der Zwiebel: Schalen, Schalen, selbst der innerste Kern erweist sich als Schale, und am Ende steht er mit leeren Händen.

Die Vorstellung, die wir uns von unserem deutschen oder von unserem europäischen Heimatland machen, braucht nicht unbedingt die abstrakte Vorstellung der lateinischen Welt zu sein. Letzten Endes gibt es noch ein anderes verbindendes Element unter den Völkern Europas als den lateinischen Geist, nämlich: das Blut der Goten und ihrer wandernden Vorläufer seit vielen tausend Jahren, das wesentlich dazu beitrug, den Geist der

Völker zu prägen, unter anderem auch den lateinischen.

Ibsen schrieb: „Ich glaube, daß das Nationalbewußtsein im Begriffe steht, auszusterben, und daß es vom Stammesbewußtsein abgelöst werden wird", wobei er unter „Stamm" nicht die kleinere Gruppe verstand, innerhalb des Volkes, sondern die größere, die Rasse. Das geht aus einem anderen Wort hervor: „Ich war zuerst Norweger, dann Skandinavier, und jetzt — Germane."

Der Geist wächst aus dem Blut, wie der Baum aus der Wurzel, und hier gilt zum drittenmal die Polarität Heimat — Ferne. Aus dem heimatlichen Wurzelgrund des ererbten Blutes entfaltet sich der Geist und wendet sich der Ferne zu, dem All, der anderen Heimat.

Denn am Ende unseres inneren Wachstums, unseres Reifens — das ist das letzte Geheimnis — verschmelzen uns Heimat und Ferne im All, fließen die Pole ineinander, und wir kehren

lächelnd aus der Unendlichkeit noch einmal auf den Aussichtsturm unserer Kindheit zurück, auf den Kiekut.

Der Balkenturm zwar steht wohl nicht mehr. Er war damals schon morsch, und viele Stufen fehlten.

Aber das bedeutet nichts.

Wir schweben dort, wo einst seine oberste Plattform war, und schauen ohne allen Schmerz und ohne Bedrängnis über die besonnte, wogende Fläche der Baumwipfel, der uralten Buchen und Tannen, weiter, immer weiter, bis an den leuchtenden Himmelsrand. —

Nachwort

Diese sieben Aufsätze sind nacheinander und aus unterschiedlichem Anlaß geschrieben worden. Aber sie stehen in einem inneren Zusammenhang miteinander, behandeln ein Thema.

Vom Wesen ist in ihnen die Rede, von der inneren Gestalt eines Menschentums, für das und von dem ich sprechen möchte, ohne es immer von neuem beim Namen zu nennen.

Namen sind Schall und Rauch. Wer sich angesprochen fühlt, gehört dazu und ist auch gemeint.

Wer eine ähnliche Stimme in sich selber vernimmt, der nehme sich einen Augenblick Zeit zur Besinnung, denke an die weiten Wege, die gewandert, an die weiten Räume, die geprägt wurden in Jahrtausenden — und sei ein wenig stolz darauf, auch heute noch, gerade heute!

Braunschweig,
im März 1955

D. V.

PLESSE VERLAG